

**Leseprobe aus dem unveröffentlichten Roman *DARK FUTURE INC. – Die Königin des Chaos* von Lukas Merkel**

**Urheberrechtlich geschützt · Jegliche Vervielfältigung oder Weitergabe nur mit Genehmigung**

**© Lukas Merkel, 2025**

**Hinweis:**

Dies ist ein vorläufiger Textauszug. Das Manuskript befindet sich noch in der Überarbeitungsphase und wurde keinem finalen Lektorat unterzogen. Änderungen sind möglich.

## Kapitel 1: Arbeiterin 72891

Das Grollen der Maschinen verstummte langsam, als die letzten Förderbänder zum Stillstand kamen. Ein dumpfes Sirensignal hallte durch den Stollen – das Ende der Schicht. Der Geruch von Metall, Schweiß und Staub hing wie ein schweres Tuch in der Luft. Die Hitze in den Schächten war erstickend gewesen, doch nun war es nicht mehr der Schweiß, der Mara die Haut feucht machte – es war der kalte Hauch der Erschöpfung.

„72891 – Schichtende.“ Die Stimme des Aufsehers war rau, mechanisch. Kein Name, keine Regung, kein Blick. Nur die Nummer. Für ihn war sie kein Mensch. Nur eine Einheit. Ein Werkzeug. Austauschbar.

Mara nickte knapp, ohne ihn anzusehen. Ihre Bewegungen waren müde, aber kontrolliert. Sie hatte sich längst angewöhnt, keine Reaktion zu zeigen. Emotionen waren gefährlich. Schwäche konnte das Leben kosten.

72891. Diese Zahl klebte an ihr wie der Staub der Mine. Grob auf der Brust ihrer abgetragenen Uniform gestickt. Jeder hier trug so eine Zahl. Jeder war eine Nummer. Eine Marke, um zu zeigen, wem man gehörte.

Für die Konzerne existierte sie nicht als Mara. Nicht als Frau, nicht als Mutter. Nur als 72891. Ein Rädchen im System. Eine Produktivkraft in der Bilanz von Prometh Mining.

Sie hasste diese Zahl. Nicht nur, weil sie ihr aufgezwungen worden war, sondern weil sie sich tief in ihre Haut gebrannt hatte. Manchmal glaubte sie, sie wäre Teil ihres Körpers geworden – wie eine zweite, fremde Identität, die ständig in ihr flüsterte: *Du bist nichts*.

Die letzten Maschinen waren verstummt, nur das metallische Klirren einzelner Werkzeuge hallte noch durch die staubige Tiefe des Stollens. Mara löste den Verschluss ihres Helms, der ihr all die Stunden über mehr symbolischen als echten Schutz geboten hatte. Der Riemen klemmte, wie so oft, aber mit einem leichten Ruck glitt der Helm endlich von ihrem Kopf. Schweißnasses Haar fiel ihr über die Stirn, hellblond, mit einem matten Schimmer im spärlichen Licht der Tunnelbeleuchtung. Sie fuhr sich mit der Hand hindurch, strich es zurück, ließ den Helm achtlos an ihrem Gürtel baumeln.

Der feine Staub, der alles in den Minen überzog, legte sich auch auf ihr Gesicht, doch selbst unter der Schicht aus Schweiß, Ruß und Müdigkeit war unverkennbar, was sie immer noch war:

Kein künstliches, poliertes Schönheitsideal, wie es in Celestadt zur Schau getragen wurde, sondern eine rohe, ehrliche Schönheit. Sie war dreiundzwanzig. Doch trotz Jahren harter Arbeit konnten weder Erschöpfung noch Entbehrung ihre Ausstrahlung brechen.

Ihre grünen Augen – klar wie Glas und schneidend wie eine Klinge – konnten jemanden verstummen lassen, wenn sie ihn zornig anblickten. Doch dieselben Augen waren es auch, die sich voller Mitgefühl auf ein weinendes Kind oder eine verletzte Freundin legten. Mara trug das Herz nicht auf der Zunge, aber tief in sich brannte ein Feuer aus Loyalität, Hilfsbereitschaft und dem unerschütterlichen Willen, nicht zu verrohen – selbst in einer Welt, die alles dafür tat, sie zu brechen.

Mara wischte sich den Schweiß von der Stirn und lehnte sich für einen Moment erschöpft gegen die kalte Felswand. Die Luft war erfüllt von dem allgegenwärtigen metallischen Geruch des Ferronex – jenem seltenen Metall, das in den Tiefen der Mine gefördert wurde. Durchsetzt mit giftigen Dämpfen, legte sich das unsichtbare Gift wie ein Schleier über alles und machte jeden Atemzug schwer und kratzend, als würde der Körper selbst sich gegen das Atmen wehren. Seine Förderung war extrem gefährlich. Die Vorkommen lagen tief unter der Erde, oft in instabilen geologischen Formationen. Die Temperaturen in den Schächten konnten unerträglich werden, und giftige Gase machten jeden Atemzug zur Bedrohung. Doch das Schlimmste war das Ferronex selbst.

Das rohe Mineral strahlte eine kaum sichtbare schwarze Staubschicht ab, die sich in der Lunge festsetzte und langsam das Gewebe zersetzte. Viele Bergarbeiter, die ohne die teuren Schutzanzüge arbeiten mussten – und das waren die meisten –, entwickelten nach wenigen Jahren eine unaufhaltsame innere Verhärtung ihrer Atemwege. Der Tod kam nicht schnell, sondern schleichend, durch langsames Ersticken oder Organversagen. Die Arbeiter nannten es auch die schwarze Seuche.

Ohne ein weiteres Wort reihte sie sich in die Kolonne der erschöpften Arbeiter ein, die durch die metallenen Gänge zurück zur Oberfläche marschierten. Der Staub ihrer Stiefel wirbelte in kleinen Wolken auf, doch niemand sprach. Worte waren hier zu wertvoll, um sie zu verschwenden.

Die Dunkelheit der Mine wich nur langsam dem fahlen Licht der Außenwelt, doch wirklich heller wurde es nicht – der Himmel war, wie immer, von dichten Rauchschwaden verhangen, die aus den Schloten der Raffinerien und Schmelzanlagen stiegen.

Sie ging vorbei an dem riesigen Bohrturm: Das Wahrzeichen von Mine 245, einer der größten und gefährlichsten Minengebiete. Man konnte die Vibrationen im Boden spüren, lange bevor man den gewaltigen Bohrturm sah. Tag und Nacht dasselbe dumpfe, tiefe Dröhnen. Ein monotoner Rhythmus, der das ewige Schaffen der Mine verkündete. Als sie über die staubige Anhöhe trat, breitete sich die gewaltige Anlage von Mine 245 vor ihr aus – ein mechanisches Ungetüm, das sich bis zum Horizont erstreckte. Der Bohrturm ragte wie ein riesiger Speer in den Himmel, während unzählige Lichter an seiner Struktur aufblinkten, Sensoren und Kontrollleuchten, die seine unermüdliche Arbeit überwachten. Rohre und Förderbänder verliefen in einem dichten Netzwerk um ihn herum, wie die Adern eines gigantischen Organismus, die das gewonnene Ferronex abtransportierten. Überall bewegten sich Maschinen – autonome Fahrzeuge, riesige Schaufelradbagger und mechanische Förderkräne.

Draußen wehte ein kalter Wind durch die zerfallenen Siedlungen, die Arbeiterunterkünfte genannt wurden. In Wahrheit waren es nicht mehr als karge Blechcontainer. Die Straßen waren matschig von der ewigen Feuchtigkeit, durchzogen von Abwässern und Ölresten. Überall lag dieser unverkennbare Gestank: Der Abbau hinterließ einen Geruch der eine abscheuliche Mischung aus verbranntem Metall und chemischem Verfall war – ein beißender, unentrinnbarer Geruch, der sich in die Lungen fraß. Er klebte an der Haut, durchdrang Kleidung und ließ jeden, der ihm zu lange ausgesetzt war, mit tränenden Augen und brennender Kehle zurück.

Ein riesiges Hologramm leuchtete über dem Hauptplatz auf. Die Stimme eines Unternehmensprechers dröhnte über die Dächer:

„Prometh Mining – das Fundament unserer Zukunft! Jede geförderte Tonne Ferronex bringt uns weiter in eine strahlende Zukunft! Unsere Helden unter Tage sichern den Wohlstand! Bleibt stark, bleibt loyal!“

Mara ignorierte die Worte. Sie wusste, dass es Lügen waren. Wohlstand? Vielleicht für die, die in Celestadt lebten. Die Arbeiter hatten keinen Zugang zu der glitzernden Metropole der Reichen. Celestadt war eine Welt für sich – eine Stadt aus Glas und Stahl. Dort lebten nur jene, die im System unverzichtbar waren oder zur High Society gehörten. Die einfachen Arbeiter waren nichts weiter als Verschleißmaterial.

Sie zog ihren alten Mantel enger um sich, als sie weiter durch die Straßen ging. Überall standen Kameras, Cerberon-Soldaten patrouillierten in gepanzerten Fahrzeugen, ihre roten Embleme

leuchteten. Sie waren die Faust der Unternehmen, jederzeit bereit, jeden Widerstand mit brutaler Gewalt niederzuschlagen. Jeder wusste das. Und deshalb gehorchte jeder.

Etwas anderes hatte sie nie gekannt. Sie wurde bereits hier geboren und wuchs hier auf. Schon ihre Eltern waren einfache Arbeiter in den Minen – bis zu ihrem Tod. Und auch Mara war sich sicher, dass ihr irgendwann das gleiche Schicksal teilen würde. Und falls sie lange genug überleben würde – wenn ihr Körper irgendwann nicht mehr mithalten könnte – dann würde sie „ausrangiert“ werden. So nannten es die Konzerne, es bedeutete nichts anderes, als dass sie aus den Minen verbannt und ihrem Schicksal in der Wildnis ausgeliefert wurde. So wie unzählige Menschen hier an diesem Ort und in den vielen anderen Minen. Sie wusste, dass es keine Gerechtigkeit gab. Kein Entkommen. Nur den nächsten Arbeitstag, die nächste Schicht.

Mara war dies egal. Sie hatte diesen Gedanken längst verdrängt. Sie lebte nicht für sich selbst – sie lebte für Ellie.

Ellie war gerade einmal drei Jahre alt, ein kleines Mädchen mit großen, neugierigen blauen Augen und einer zerzausten braunen Lockenmähne. Sie war das Einzige, was Mara noch hatte, das Einzige, was sie jeden Tag antrieb, weiterzumachen. Ihr Vater war längst tot. Gestorben bei einer Explosion in den unteren Minenschächten. Und Mara wusste, dass sie dasselbe Schicksal ereilen könnte.

Ihre Schritte wurden schneller. Sie musste nach Hause zu ihrer Tochter. Zu Ellie. Mara durfte nicht krank werden. Nicht heute. Nicht morgen. Nicht, solange ihre Tochter noch so klein war.

Als sie an einer kleinen, heruntergekommenen Kneipe vorbeikam, erinnerte sie sich an ihren letzten Besuch dort. Zwischen den betrunkenen Stimmen und den gedämpften Gesprächen hatte sie Gerüchte gehört – Gerüchte, die sich hartnäckig hielten. Die angebliche medizinische Vorsorge durch Mercer Genetics diene nicht dem Wohl der Arbeiter, sondern einzig dem Ziel, sie leistungsfähiger zu machen. Nicht um sie zu retten, sondern um sie auszubeuten, bis ihre Körper endgültig versagten. Mara hatte nicht gewusst, ob sie diesen Worten glauben sollte.

Doch jeder wusste, dass die Konzerne sich nicht um die Gesundheit der Arbeiter scherten. Niemand glaubte ernsthaft an diesen Unsinn von Fürsorge und Vorsorge. Alles, was sie interessierte, war Kostenreduzierung und Gewinnmaximierung. Die Menschlichkeit war schon lange aus den Kalkulationen gestrichen worden.

Maras Baracke war klein, kaum mehr als ein länglicher Container aus Blechplatten, notdürftig isoliert und mit einem schief montierten Solarpanel auf dem Dach. Die Tür quietschte leise, als sie sie aufdrückte. Nur ein Raum. Aber es war ihr Raum. Ihr und Ellies.

„Mama!“

Die Stimme war hell, viel zu hell für diesen trostlosen Ort. Mit einem breiten Lächeln rannte die kleine Ellie ihr entgegen, barfuß, mit zerzaustem Haar und rußverschmierten Händen. Ihre kleinen Arme schlangen sich um Maras Beine, klammerten sich fest, als hätte sie sie Jahre statt Stunden nicht gesehen.

Mara ging in die Knie, spürte, wie sich ein Kloß in ihrer Kehle bildete. Sie hielt ihre Tochter fest, atmete tief ein, vergrub das Gesicht in ihrem Haar. Der schwere, metallische Geruch der Mine wich dem warmen, vertrauten Duft von Kindheit – von Leben. Für einen Moment existierte die Welt draußen nicht. Nur Ellie. Nur dieser kleine Mensch, der sie jeden Tag durchhalten ließ.

„Hey, du bist ja ganz schwarz vor Staub“, murmelte Mara mit einem schwachen Lächeln und strich ihrer Tochter eine Haarsträhne aus dem Gesicht. „Warst du wieder bei den Kohlekisten?“

Ellie kicherte leise, ohne zu antworten.

„Sie ist heute den halben Tag mit Kohlebrocken rumgerannt und hat ihnen Namen gegeben“, sagte eine ruhige, warme Stimme hinter ihnen.

Tanja stand in der Tür. Schlank, mit ernsten Augen und einem Gesicht, das zu jung war für die Müdigkeit, die darin lag. Ihre Uniform war sauberer als Maras, doch auch an ihr klebte der Staub der Mine wie ein unauslöschliches Zeichen.

„Danke, Tanja.“ Maras Stimme war leise, aber aufrichtig.

„Du brauchst dich nicht zu bedanken, Mara.“ Tanja zuckte mit den Schultern und trat ein, schloss die Tür hinter sich. „Wir haben uns. Das ist mehr, als die meisten hier sagen können.“

Sie ging zum kleinen Wasserkannister in der Ecke und füllte einen Becher. Reichte ihn Mara.

Die Baracke war spärlich eingerichtet: zwei schmale Feldbetten, ein klappriger Tisch, ein paar aus alten Kisten zusammengezimmerter Regale. Auf einem davon standen drei Stofftiere – alle notdürftig zusammengenäht aus alten Lumpen und Draht. Eines davon hatte Ellie selbst gemacht. Es hatte nur ein Auge, aber sie nannte es stolz „Blubbi“.

Mara trank einen Schluck, wischte sich mit dem Ärmel über die Stirn. Der Geschmack von abgestandenem Wasser war ihr vertraut, beinahe tröstlich in seiner Monotonie.

„Wie war die Schicht?“ fragte Tanja, während Ellie sich wieder auf den Boden setzte und begann, mit den Stofftieren zu spielen.

„Wie immer.“ Mara sah aus dem kleinen Fenster. Draußen drehte sich langsam ein Suchscheinwerfer, streifte für einen Moment die Baracke. „Ich bin heute mal wieder nur eine Nummer gewesen.“

„72891.“ Tanja sprach die Zahl leise aus, beinahe wie einen Fluch.

„Ja.“ Maras Stimme war flach. „Aber Ellie... die nennt mich Mama.“

Tanja lächelte. Es war kein fröhliches Lächeln, eher ein stilles Zeichen von Verständnis. Sie wussten beide, was das bedeutete. Wer du bist, zählt nur hier drin – in diesen vier Blechwänden. Draußen bist du Besitz.

Doch drinnen, mit Ellie, war Mara mehr als das.

Tanja kümmerte sich um Ellie, während Mara in den Minen arbeitete. Sie liebte das kleine Mädchen wie ihr eigenes Kind, und Ellie erwiderte diese Liebe voller Vertrauen. Für Mara war es eine Erleichterung zu wissen, dass ihre Tochter in sicheren Händen war. Wäre Tanja nicht da gewesen, hätte Ellie wie viele andere Kinder auf der gefährlichen Müllhalde spielen müssen, wo einstürzende Schutthaufen und giftige Dämpfe ständig eine Bedrohung darstellten.

So wie Mara selbst. Als Kind trieb sie sich auf den Müllhalden nahe der Baracke ihrer Eltern herum, während diese in den Minen arbeiteten. Es geschah nicht selten, dass manche ihrer Spielkameraden krank wurden, schlimm krank. Irgendwann kamen sie einfach nicht mehr wieder. Damals wusste Mara nicht was mit ihnen passiert war, aber umso älter sie wurde, desto mehr verstand sie.

Tanja warf einen Blick auf das flackernde Display ihrer alten Armbanduhr, das nur sporadisch die Ziffern anzeigte. Ein Seufzer entwich ihren Lippen.

„Ich muss los. Meine Schicht beginnt gleich.“ Ihre Stimme klang müde, fast entschuldigend.

Mara nickte langsam, als wolle sie etwas sagen, überlegte es sich dann aber anders. Stattdessen erhob sie sich, streckte kurz die schmerzenden Glieder und sah zu Ellie hinunter, die gerade versuchte, Blubbi mit einem Kohlebröckchen zu füttern.

„Ich geh ein Stück mit dir, ja?“ sagte sie dann, leise. „Ein bisschen Bewegung tut mir gut, und Ellie braucht auch mal frische Luft.“

Tanja lächelte leicht. „Wenn man den Staub da draußen so nennen will.“

„Im Vergleich zu dem, was da unten war, ist es fast wie frische Bergluft.“ Mara versuchte sich an einem Scherz, doch ihre Stimme war brüchig. Der Sarkasmus konnte das Gewicht nicht verbergen, das auf ihren Schultern lag.

Sie beugte sich zu ihrer Tochter hinunter. „Komm, Kleine. Wir bringen Tanja zur Arbeit.“

Ellie blickte auf, ihre Augen leuchteten. „Darf Blubbi mit?“

„Natürlich darf Blubbi mit.“ Mara grinste schwach. „Aber nur, wenn er brav ist und nicht wieder mit Kohle spielt.“

Während Ellie nach ihrem einäugigen Stofffreund griff, ging Mara zu der kleinen Wandhalterung, an der Ellies Mäntelchen hing – ein dünner, viel zu groß geratener Überwurf aus grauem Kunststoffgewebe. Es war einer von den Standardmänteln, die Prometh Mining an Kinder unter sechs Jahren ausgab. Auf dem Rücken, leicht schräg und bereits ausgefranst, war eine helle Stoffnummer aufgenäht: 79612. Deutlich sichtbar, wie es die Vorschriften verlangten.

Mara spürte, wie sich ihre Brust zusammenzog, als sie den Mantel nahm. Ihre Finger strichen über die aufgenähte Zahl. 79612.

Ellies Nummer.

Sie hasste sie. Noch mehr als ihre eigene. Es war, als hätte jemand ihrer Tochter eine Marke verpasst, wie einem Stück Vieh. Als wäre sie nicht ihr Kind, sondern ein Objekt, das zugeordnet, kontrolliert, gezählt werden musste. Eine Zahl in einem System, das keine Kindheit kannte.

„Bleib mal kurz still, Ellie.“ Mara zog ihr vorsichtig den Mantel über. Dann prüfte sie automatisch die Naht der Nummer. Noch fest. Noch lesbar. Wenn nicht, würde es Ärger geben. Und nicht den harmlosen. Fehlende Kennzeichnung galt als Sabotageversuch – auch bei einem Kind.

Ellie zappelte leicht, grinste zu ihr hoch. „Mama, wohin gehen wir?“

„Nur ein kleines Stück spazieren. Tanja zur Arbeit bringen. Vielleicht sehen wir die großen Maschinen, wenn sie losfahren.“



Das genügte. Ellie liebte die Maschinen, auch wenn sie zu jung war, um zu verstehen, was sie wirklich bedeuteten. Für sie waren sie aufregend. Laut. Groß. Für Mara waren sie rostige Monster, die Leben fraßen.

Als sie hinaus traten, knirschten ihre Schritte auf dem Kies. Die Luft war dunstig, der Himmel ein trüber Schleier aus Grau. Tanja schloss sich ihnen an, und für einen Moment war es fast friedlich. Doch die Zahl 79612 auf dem Rücken ihrer Tochter schien bei jedem Schritt schwerer zu werden.

Mara ging langsam, neben Tanja, während Ellie ein paar Schritte hinter ihnen trottete. Das Mädchen hielt Blubbi fest an sich gedrückt, murmelte unverständliche Worte in das zerschlissene Stoffohr des Spielzeugs, als führe sie eine ernste Unterhaltung. Ihre kleinen Füße schlugen leise gegen den Boden, ihre Bewegungen waren federnd, fast tänzerisch, als könne sie die Tristesse mit einem Schritt überspringen.

Die Straße entlang saßen wortkarge Männer auf umgestürzten Plastikboxen und rostigen Tonnen, manche rauchten selbstgedrehte Zigaretten, andere starrten einfach vor sich hin. Ihre Gesichter waren eingefallen, ihre Haut gegerbt vom Staub und den Jahren unter Tage. Sie sprachen nicht, sie warteten. Worauf, wusste keiner so genau. Vielleicht auf die nächste Schicht. Vielleicht auf den Tod.

Ein paar Meter weiter, zwischen zwei Containern, türmte sich eine illegale Müllhalde. Alte Schaltkreise, zerborstene Glasplatten, verbeulte Helme, Plastikscherben, Batterien – und mittendrin Kinder. Drei, vielleicht vier Jahre alt. Keins von ihnen trug einen Mantel. Keins von ihnen hatte jemanden wie Tanja.

Sie spielten mit einem defekten Exoschienenrahmen, der wie ein gestrandetes Insekt aus einer anderen Welt aussah. Ein Junge versuchte, sich in das Gestell zu klemmen, rutschte ab, fiel in den Schrott, rappelte sich wieder hoch.

Mara wusste, was es hieß, keine Hilfe zu haben. Sie wusste, was es kostete, einen Moment lang nicht aufzupassen. Ellie war alles. Und Tanja... Tanja war ein Geschenk.

Etwas abseits, nahe einem halb verfallenen Transformatorhaus, saßen zwei junge Menschen. Eng aneinander geschmiegt, die Stirn an Stirn gelehnt, als würde die Welt um sie herum nicht existieren. Sie teilten sich eine Decke, und ihre Finger waren ineinander verschränkt. Die Frau hatte Blumen – echte, gepresste Blumen – in den Zopf geflochten. Woher sie die hatte, war ein Rätsel.

Tanja bemerkte das Paar und lächelte sanft. „Weißt du... manchmal denke ich, ich sollte auch mal wieder nach jemandem Ausschau halten. Nach... so was wie Nähe. Nach dem Tod von Martin...“ Ihre Stimme brach nur leicht, kaum hörbar. „Ich mein, ich bin doch noch nicht alt. Und hässlich bin ich auch nicht, oder?“

Mara warf ihr einen Seitenblick zu, leicht spöttisch. „Du bist jung, hübsch, schlau und kannst kochen. Kurz gesagt: du hast hier überhaupt nichts verloren.“

Tanja grinste. „Und du? Du könntest auch... Du solltest dich auch mal wieder umsehen.“

Mara lachte trocken, ohne Wärme. „Die meisten Männer hier sind versoffene Arschlöcher, die glauben, ein Blick auf meine Hüften berechtigt sie dazu, sich wie Herrenmenschen aufzuführen. Nicht mein Geschmack.“

Sie blieb kurz stehen, blickte auf Ellie, die gerade Blubbi auf ein rostiges Rohr gesetzt hatte und ihm flüsternd erklärte, dass das eine Rakete sei. Dann sah sie wieder zu Tanja.

„Mit meinem Mann... hab ich die Nadel im Heuhaufen gefunden. Und das Heu ist hier längst verbrannt.“

Tanja schwieg einen Moment, nickte dann nur. „Er war gut zu dir, oder?“

„Er war...“ Mara hielt inne, blinzelte kurz. „Er hat mich gesehen. Als Mensch.“

Die beiden gingen weiter, das Brummen eines nahenden Transportschiffs hallte durch das Lager. Ellie drehte sich erschrocken um, dann jauchzte sie: „Mama! Da fliegt ein Riesen-Vogel!“

Mara lächelte gequält. Für Ellie war es ein Abenteuer. Für sie selbst war es nur ein weiterer Tag in der Hölle.

Sie gingen schweigend weiter, die kleinen Schritte von Ellie ein leises Klopfen zwischen ihren eigenen. Das Rauschen eines Lüfters drehte sich irgendwo über ihnen, eine defekte Neonröhre flackerte in regelmäßigen Abständen. Der Boden unter ihren Füßen war rissig und voller alter Fußabdrücke, überlagert von einer dicken Staubschicht aus Metallpartikeln und trockenem Sand.

Nach einer Weile brach Tanja das Schweigen.

„Sag mal... hast du's auch gehört?“ Ihre Stimme war leise, als fürchtete sie, selbst die Wände könnten lauschen. Sie warf einen kurzen Blick über die Schulter. Nur Ellie war da – und Blubbi.

Mara runzelte die Stirn. „Was denn?“

„Wegen dem Ferronex.“ Tanja sprach das Wort aus, als schmecke es bitter. „Es soll zur Neige gehen. In dieser Mine jedenfalls.“

Mara blieb stehen. „Wer sagt das?“

„Ein Typ aus Sektor 3. Der war früher Wartungstechniker. Hat jetzt kaum noch zu tun. Und auch andere haben's gehört. Angeblich ist der Abbau nicht mehr rentabel genug.“ Tanja seufzte. „Ich seh's doch selbst. Immer weniger Leute werden eingeteilt. Die Listen sind kürzer. Ganze Trupps verschwinden plötzlich von den Tafeln. Als hätte es sie nie gegeben.“

Sie fuhr sich nervös durch die Haare. „Und dann gibt's da noch die Gates.“

Mara verzog das Gesicht. Die Gates. Ein Begriff, der immer mit einem Hauch von Schweigen und Angst belegt war. Dorthin wurden alldiejenigen geschickt die „ausrangiert“ wurden.

„Vielleicht...“, sagte Tanja zögerlich, „vielleicht schicken sie die Ausrangierten in die Freiheit.“

Mara schnaubte. „Freiheit? Das nennst du Freiheit?“ Sie deutete auf das Tor am Ende der Straße, wo zwei schwer bewaffnete Cerberon-Soldaten standen, das Visier ihrer Helme schwarz wie die Nacht. „Da draußen gibt es nichts. Nur verbrannte Städte, Warlords, Diebe und Wahnsinnige. Und falls doch jemand lebt, dann sicher nicht, um uns mit offenen Armen zu empfangen.“

„Aber vielleicht...“, begann Tanja, doch Mara schnitt ihr das Wort ab.

„Wenn sie dich rauswerfen, dann bist du tot. Nicht offiziell, versteht sich – aber wer keinen Konzernstatus hat, der hat gar nichts. Kein Essen, keine Unterkunft. Du bist wie Müll. Nur dass Müll wenigstens eingesammelt wird.“

Tanja schluckte. Sie wollte widersprechen, doch ihre Worte blieben hängen. Ein paar Sekunden vergingen. Dann lächelte sie zaghaft.

„Wenn jemand da draußen überleben kann... dann du, Mara.“

Mara lachte kurz, ohne Freude. „Ich?“

„Ja. Du.“ Tanja legte ihr eine Hand auf den Arm. „Du bist zäh. Du denkst mit. Und du kämpfst. Immer. Seit ich dich kenne.“

Ellie kicherte in dem Moment und warf Blubbi durch die Luft, der in hohem Bogen auf einem rostigen Geländer landete und dort hängen blieb. „Flieg, Blubbi! Flieg!“

Mara sah zu ihrer Tochter. Ihre Stirn glättete sich ein wenig. „Ich kämpfe, weil ich muss. Nicht, weil ich will.“

Tanja antwortete nicht. Sie wusste, dass Mara keine Komplimente mochte – schon gar keine, die so etwas wie Hoffnung enthielten. Doch sie meinte jedes Wort.

Ein paar Schritte weiter ertönte der Summton eines Lautsprechers. Eine neue Schicht wurde aufgerufen. Tanja sah auf ihre Uhr.

„Ich muss los. Wenn ich zu spät komme, wird’s wieder nur Abzug.“ Sie beugte sich zu Ellie hinunter, drückte ihr einen Kuss auf die Stirn. „Mach deiner Mama keinen Ärger, ja? Und vergiss Blubbi nicht!“

Ellie nickte ernst. „Blubbi ist ein Raumfahrer jetzt.“

„Dann passt er ja gut zu dir, kleiner Stern.“

Tanja richtete sich auf, warf Mara einen letzten Blick zu. „Denk drüber nach. Vielleicht... ist da draußen doch mehr als nur Tod.“

Mara sah ihr hinterher, wie sie in der Menge verschwand.

„Oder vielleicht fängt der Tod da draußen erst richtig an“, murmelte sie.

Dann nahm sie Ellie an die Hand und ging weiter.

Die Sonne war längst hinter dem dichten Schleier aus Rauch und Staub verschwunden, der über dem Minengelände hing wie eine bleierne Glocke. Kühle Dämmerung kroch durch die engen Gassen zwischen den Baracken, das fahle Licht der wenigen funktionierenden Straßenlampen tauchte alles in einen kränklichen Gelbstich. Es roch nach Eisen, Öl und der unterschwelligen Bitterkeit von Hoffnungslosigkeit.

Mara spürte, wie Ellie immer langsamer wurde. Erst zog sie noch an ihrer Hand, dann begann sie zu stolpern, hielt sich mit der anderen Hand den kleinen Blubbi fest an die Brust gedrückt. Ihre Lider flatterten müde, der ganze kleine Körper schien plötzlich doppelt so schwer.

Mara beugte sich hinunter. „Na komm her, kleiner Stern“, murmelte sie leise, hob ihre Tochter behutsam auf den Arm. Ellie schmiegte sich an sie, den Kopf an ihre Schulter gelehnt, mit halb geöffnetem Mund. Blubbi baumelte an ihrer Seite, nur noch von einer kleinen Hand locker festgehalten.

Mit jedem Schritt merkte Mara das Gewicht mehr. Die Muskeln in ihren Armen brannten nach der langen Schicht, aber sie sagte kein Wort. Ellie schlief schnell ein, ihr Atem wurde gleichmäßig, warm an Maras Hals. Für einen Moment war alles still. Keine Maschinen, kein Rufen, kein Dröhnen. Nur sie und dieses kleine schlafende Wesen in ihren Armen, eingehüllt in ein viel zu dünnes Mäntelchen – mit der verdammten Nummer 79612 auf dem Rücken.

Selbst ihr Kind war nur eine Nummer war. Kein Name, kein Mensch – nur eine Statistik in einem System aus Ausbeutung.

Sie erreichte die Baracke. Alles war eng, aber sauber. Mara achtete darauf, auch wenn sie müde war. Es war das Einzige, was sie kontrollieren konnte.

Sie legte Ellie behutsam auf die Matratze, deckte sie mit der dünnen Decke zu und setzte sich daneben. Für einen Moment blieb sie einfach nur sitzen und starrte auf die Wand. Ellie schnarchte leise.

Mara beugte sich vor, streichelte ihr durchs Haar.

„Schlaf gut, kleiner Stern“, flüsterte sie. „Träum was Schönes. Irgendwas ohne Mauern, ohne Nummern. Irgendwas... Besseres.“

Dann stand sie auf, leise, und begann, sich die staubige Kleidung vom Leib zu ziehen.

## Kapitel 2: Glas und Gier

Jaxon Mercer ließ sich schwer auf den Rücksitz seines gepanzerten Firmenwagens fallen. Sein Schädel pochte von der durchzechten Nacht, sein Magen rebellierte gegen die Mischung aus Alkohol und den Substanzen, die er konsumiert hatte.

Wie so oft hatte Jaxon – von den meisten nur Jax genannt – wieder einmal eine lange Nacht voller Eskapaden hinter sich. Nicht, weil es ihm Spaß machte. Sondern weil es ihn für ein paar Stunden vergessen ließ, wie leer sich alles anfühlte.

Er fühlte sich elendig. Hier, in seinem autonom fahrenden Fahrzeug, konnte er sich für einen Moment gehen lassen – keine neugierigen Blicke, keine Erwartungen. Keine Fragen, auf die er keine Antworten hatte. Nur der dumpfe Druck in der Brust, den er selbst nicht mehr richtig zuordnen konnte. Doch sobald sich die Türen öffneten, musste die Fassade wieder sitzen. Zu wichtig war die Konferenz mit Prometh Mining.

Sein maßgeschneiderter, tiefschwarzer Anzug passte makellos, mit dezentem Glanz, der das hochwertige Material unterstrich. Das schmale Revers seines Sakkos und die perfekt arrangierte Weste verliehen ihm eine elegante Aura. Sein schwarzes Hemd und die dunkle Krawatte verstärkten den Eindruck von Kontrolle und Stilbewusstsein. Jax wusste, wie er aufzutreten hatte. Er war ein Meister darin, das Bild zu liefern, das andere sehen wollten – charmant, überlegen, unangreifbar. Niemand sollte je merken, wie sehr er jeden einzelnen Blick fürchtete, der hinter diese Oberfläche dringen könnte.

Er war fünfundzwanzig Jahre alt. Sein Gesicht scharf geschnitten, mit markanten Wangenknochen und einem starken Kiefer. Seine dunklen Augen blickten herausfordernd. Doch manchmal, wenn niemand hinsah, war da etwas in seinem Blick – eine Müdigkeit, die selbst der beste Maßanzug nicht verbergen konnte. Sein Haar war dicht, leicht gewellt und akkurat gestylt – nicht zu streng, aber mit Bedacht. Ein Hauch von Arroganz lag in seinem Ausdruck. Arroganz war seine Maske. Und wie jede Maske drückte sie irgendwann gegen die Haut.

Er lehnte sich in den weichen Ledersitz seines Wagens und ließ seinen Blick aus den verdunkelten Fenstern gleiten. Die Straßen von Celestadt zogen in einem fließenden Rhythmus an ihm vorbei, während das Fahrzeug nahezu lautlos über den glatten Asphalt glitt. Das sanfte Summen der Elektromotoren war kaum wahrnehmbar, gedämpft von der perfekt isolierten Kabine.

Er liebte diese Stadt – ihren Glanz, ihre Macht, ihren Luxus. Die eleganten Hochhäuser aus Glas und Stahl, die verzierten Fassaden der alten Gebäude, die sich mit hochmodernen Konstruktionen vermischten. Ein Symbol der Herrschaft der Konzerne. Der Fluss, der sich wie eine Lebensader durch das Zentrum schlängelte, spiegelte das künstliche Licht der Werbetafeln wider. Die Luft war rein, kein Smog trübte den Himmel über den gläsernen Türmen – ein Privileg, das nur seinen Bewohnern vorbehalten war.

Celestadt war eine Stadt der Reichen. Fast jeder, der hier lebte, verdankte seinen Wohlstand den großen Konzernen. Manche arbeiteten direkt für sie – als Führungskräfte, Analysten, Ingenieure oder hochbezahlte Spezialisten. Andere verdienten ihr Geld als Aktionäre und Investoren, die ihr Kapital in die expandierenden Imperien der Wirtschaftsgiganten steckten. Dann gab es die, die in den weitverzweigten Netzwerken der Zulieferer tätig waren – oder in den Firmen, die wiederum diese Zulieferer belieferten.

Wer keinen direkten Bezug zur Industrie hatte, verdiente sein Geld mit Luxus: exklusive Restaurants, Edelboutiquen, Privatkliniken, künstlich gezüchtete Delikatessen, personalisierte Künstliche Intelligenzen – alles, was das Leben in Celestadt noch angenehmer machte. Denn in dieser Stadt existierte kein Mangel. Kein Hunger, keine Armut, keine Straßen voller Bettler. Alles war darauf ausgelegt, den Reichtum der Elite zu erhalten und zu mehren.

Jax gehörte zur absoluten Spitze dieser Welt – zur Elite der Elite. Sein Name öffnete Türen, seine Macht ließ selbst hochrangige Investoren aufhorchen. Wo andere sich ihren Status erarbeiten mussten, war er in die Welt des Überflusses hineingeboren worden. Ein Erbe, das glänzte wie Gold – und sich manchmal wie Blei anfühlte.

Sein Unternehmen stand im Zentrum einer Industrie, die nicht nur das Leben der Menschen veränderte, sondern über ihr Schicksal entschied. Mercer Genetics war nicht einfach nur ein Biotech-Konzern – es war ein Instrument der Kontrolle, das über Gesundheit, Arbeitsfähigkeit und letztlich über den Wert eines Menschen in der Gesellschaft bestimmte. Und Jax stand an der Spitze dieser Maschine – als Aushängeschild, als Lenker. Und als Gefangener.

Manchmal fragte er sich, was von ihm übrigbleiben würde, wenn man ihm all das nahm – den Namen, die Firma, das Geld. Wenn er nicht mehr Jaxon Mercer, der Erbe war, sondern einfach nur ein Mensch. Die Vorstellung war zugleich verlockend und beängstigend.

Zunächst führte die Fahrt ihn durch die Altstadt – das Herz der alten Welt, das noch immer zwischen den monumentalen Bauten der Konzerne pulsierte. Schmale Gassen schlängelten sich

zwischen verzierten Fassaden. Die hohen, spitz zulaufenden Dächer und kunstvollen Balkone erzählten von einer Zeit, als Celestadt noch nicht vom Kapital der Konzerne beherrscht wurde. Jetzt wirkte es wie ein Relikt – geduldet, um den Bewohnern Celestadts eine Auszeit von der ansonsten so hektischen Stadt zu geben.

Die Häuser der Altstadt Celestadts erhoben sich wie steinerne Chronisten aus einer anderen Zeit, ihre Fassaden geschwärzt vom Alter, ihre Mauern durchtränkt von Jahrhunderten voller Glanz, Gewalt und Wandel. Mit ihren kunstvoll verzierten Balkonen, den barocken Statuen in den Nischen und den verwitterten Familienwappen über den Portalen wirkten sie wie stumme Wächter über eine Geschichte, die man heute fast vergessen hatte.

Hier, in diesen Gassen aus Kopfsteinpflaster, hatten einst Könige residiert, Fürsten regiert und Bischöfe ihre Paläste errichtet. Celestadt war ein Juwel des Heiligen Römischen Reiches gewesen, später ein umkämpfter Teil von Polen-Litauen, schließlich ein stolzer Baustein der Donaumonarchie Österreich-Ungarn. Jede Epoche hatte ihre Spuren hinterlassen – in der Architektur, in den Geschichten der Bürger, im Geist der Stadt.

Die Menschen von Celestadt hatten sich stets gegen ihre Unterdrücker erhoben. Sie hatten gegen die Willkür des Großadels rebelliert, die Steuerlast verweigert, Aufstände geprobt. Später hatten sie sich den Panzern der Roten Armee entgegengestellt – mit bloßen Händen, mit Mut, mit Verzweiflung. Doch was sie nicht aufhalten konnten, war der Feind, der in Anzügen kam statt in Uniformen, der lächelte statt zu befehlen, der versprach statt zu drohen.

Sie verloren nicht gegen ein Imperium. Sondern gegen einen viel subtileren Gegner. Gegen die Gier.

Die Konzerne kauften, was sie nicht erobern konnten. Sie korrumpierten, wo Repression versagte. Und wo einst Ideale und Widerstand lebten, herrschten nun Logos aus Neonlicht. Die prachtvollen alten Häuser standen noch – aber ihre Fenster spiegelten nur noch den Glanz der Hochhäuser, die über der Altstadt thronten wie kalte Titanen.

Sie hatten früh erkannt, was Regierungen und alteingesessene Energieunternehmen lange Zeit ignoriert hatten: den wahren Wert von Ferronex.

Dieses seltene, metallisch-schimmernde Mineral, dessen Eigenschaften herkömmliche Energiequellen bei Weitem übertrafen, hatte das Potenzial, die Welt zu verändern – und genau das tat es. Ferronex war nicht nur stabiler als jede bisher bekannte Energiequelle, es war



effizient, leicht zu verarbeiten und zugleich der Grundstoff für eine neue Generation von Plasmareaktoren, biotechnologischen Verstärkern und magnetischer Waffentechnologie.

Prometh Mining, ein einst sinkender Stern am Firmament der Rohstoffgiganten, hatte seine Wurzeln in der Golfregion und jahrzehntelang vom Erdöl gelebt. Doch als die fossilen Ressourcen sich erschöpften und neue Technologien die Welt veränderten, schien das Ende des Konzerns besiegelt – bis sie eine Entscheidung trafen, die alles veränderte.

Als einer der ersten Großkonzerne erkannten sie das Potenzial von Ferronex. Während andere noch an alten Energiemodellen festhielten, investierte Prometh Mining Milliarden in Forschung, Erkundung und Abbau. Ihre Analysten hatten erste Ferronex-Vorkommen unter dem europäischen Kontinent identifiziert – ein geologisches Wunder, das sich als strategischer Jackpot entpuppte. Die größten bisher bekannten Lagerstätten befanden sich unter dem Herzen Europas.

Die Entscheidung fiel schnell: Prometh Mining verlagerte seinen Hauptsitz nach Celestadt. Was früher einmal die politische und geistige Elite Europas beherbergt hatte, wurde nun zum Nervenzentrum des Rohstoffkonzerns.

Mit dem Zugriff auf die europäischen Ferronex-Lagerstätten explodierte der Marktwert des Unternehmens. Binnen weniger Jahre stieg Prometh Mining zum reichsten und einflussreichsten Unternehmen der Welt auf. Ihre Förderanlagen durchbohrten ganze Länder, ihre Einflussnahme reichte bis in die höchsten Ebenen globaler Politik.

Sie übernahmen die Macht in Europa nicht über Nacht – es war ein schleichender Prozess. Zunächst kauften sie korrupte Politiker, sicherten sich Einfluss durch großzügige Spenden und diskrete Gefälligkeiten. Dann setzten sie ihre eigenen Leute in Schlüsselpositionen: in Ministerien, Parlamente, internationale Gremien. Gesetze wurden in ihrem Sinne umgeschrieben, wirtschaftliche Interessen bestimmten die Politik.

Bald folgten Marionettenregierungen, die nur noch Fassade waren. Entscheidungen trafen nicht mehr gewählte Vertreter, sondern die Vorstände der Megakonzerne. Und als die Menschen sich daran gewöhnt hatten, kam der letzte Schritt: Die Regierungen wurden ganz abgeschafft. Demokratie war nicht mehr nötig. Menschenrechte? Ein Relikt der Vergangenheit. Was zählte, war Effizienz – und die totale Kontrolle.

Und Celestadt – einst Symbol für Unabhängigkeit und Widerstand – wurde zur Hauptstadt einer neuen Ordnung. Um ihre neu gewonnene Macht nicht nur wirtschaftlich, sondern auch

militärisch abzusichern, schmiedete Prometh Mining eine folgenschwere Allianz – mit einem Namen, der in den Schattenfluren der globalen Politik längst geflüstert wurde: Cerberon Tactical.

Was einst als private Sicherheitsfirma in den Ruinen der postsowjetischen Welt begann, hatte sich über Jahrzehnte hinweg zu einem berüchtigten Söldnerunternehmen entwickelt – kalt, effizient und skrupellos. Cerberon Tactical rekrutierte seine Männer aus den zerschlagenen Regimentern verlassener Armeen, aus Straflagern, von Schwarzmarkt-Milizen, von ehemaligen Geheimdienstlern.

Sie operierten überall dort, wo offizielle Streitkräfte scheiterten oder sich zurückzogen: in den Wüsten Zentralafrikas, den Ruinen des Nahen Ostens, den Dschungeln Südamerikas und den von Rebellionen zerrissenen Städten Asiens. Ihr Name war Synonym für den Tod – und für absolute Loyalität gegenüber dem Höchstbietenden.

Cerberon Tactical hatte kein Gewissen. Kein Mandat. Keine Regeln. Nur Erfolge.

Sie hatten Massaker verübt und als „Stabilisierungseinsätze“ verkauft. Guerillas ausgebildet und dann wieder ausgelöscht. Städte „gesäubert“, indem sie ihre Bewohner verschwinden ließen. Sie hatten Kinder zu Soldaten gemacht und ganze Bevölkerungen vertrieben, um die Interessen ihrer Auftraggeber zu schützen – oder zu erzwingen.

Prometh Mining wusste das. Und es störte sie nicht. Im Gegenteil: Die Allianz war kalkuliert. Nüchtern. Zielgerichtet. Cerberon Tactical erhielt modernste Ausrüstung, großzügige Bezahlung und operative Freiheit. Im Gegenzug stellte der Söldnerkonzern Prometh Mining seine Eliteeinheiten zur Verfügung – für die Sicherung der Ferronex-Förderstätten, für den Schutz gegen „lokale Aufstände“ und für verdeckte Operationen gegen Konkurrenten.

Mit Cerberon an ihrer Seite musste Prometh Mining keine diplomatischen Wege mehr beschreiten. Wo Verträge scheiterten, sprachen nun Waffen. Wo Rechte beansprucht wurden, wurden sie einfach niedergeschlagen.

So festigte sich eine der gefährlichsten Symbiosen der neuen Welt: Ein Konzern, der alles besaß. Und eine Armee, die alles zerstören konnte.

Celestadt war nun nicht nur das Zentrum der Macht – sondern auch das Hauptquartier einer Allianz aus Gier und Gewalt.

Mit immer besseren Ortungsgeräten wurde immer mehr Ferronex entdeckt. Nach und nach entstanden gewaltige Minenfelder, die dieses Material zu Tage förderten.

Jede neu entdeckte Quelle wurde mit Blut bezahlt. Es war keine Seltenheit, dass ganze Regionen von Söldnertruppen verwüstet wurden. Wer auf Ferronex saß, war entweder bald reich oder bald tot. Meist Letzteres, denn dieser Rohstoff war tief in der Erde und ohne die neueste Technologie war er praktisch unsichtbar. Deshalb wussten die Einwohner entlegener Gebiete meistens erst, dass sich tief in der Erde unter ihren Füßen ein wahrer Schatz befand, wenn die Soldaten von Cerberon bereits ihr Dorf erreichten.

Ihre Gebiete wurden rücksichtslos ausgebeutet. Sie wurden entweder als billige Arbeitskräfte versklavt oder gnadenlos ausgelöscht, sobald sie keinen Nutzen mehr hatten. In Regionen ohne Ferronex herrschten Chaos und Krieg – die Menschen rotteten sich in Kämpfen um Nahrung selbst aus oder wurden von brutalen Banden und Warlords massakriert. Außerhalb der wenigen Metropolen der Erde, wie Celestadt und den Minengebieten, gab es nur noch wenig Zivilisation.

Deshalb nannte man Ferronex „das Gold des neuen Zeitalters“ – ein Reichtum, für den man sein Leben riskierte. Ein Fluch, der ebenso zerstörte, wie er Macht verlieh.

Jax kam mit zwölf Jahren nach Celestadt. Er war kein gewöhnliches Kind – nicht in einer Welt wie dieser. Geboren in einem isolierten Forschungssektor auf dem Gebiet des ehemaligen Kaliforniens, wuchs er umgeben von sterilen Laborfluren und genetischen Protokollen auf. Die Vereinigten Staaten von Amerika existierten da schon lange nicht mehr, aufgelöst in zahllose Fraktionen, Protektorate und Konzernzonen.

Sein Großvater Victor Mercer war der Gründer von Mercer Genetics, einem Unternehmen, das aus dem Chaos der Nachkriegszeit emporstieg. Was einst mit Genomkartierung und medizinischer Optimierung begann, wandelte sich schnell zu einem Werkzeug der Kontrolle und Selektion. Victor war ein Pionier – kalt, brillant, ehrgeizig. Als er starb, hinterließ er sein Unternehmen seinen beiden Söhnen Marcus und Matthew, jeweils zur Hälfte.

Doch Ethik spielte längst keine Rolle mehr – nicht für diese Familie. Beide Brüder erkannten das neue Machtgefüge der Welt: Nationen waren bedeutungslos geworden. Wer etwas zu sagen hatte, trug ein Konzernlogo auf der Brust und eine private Armee im Rücken.

Jax' Vater Marcus war der Pragmatiker der beiden. Er nahm seinen Anteil und ging dorthin, wo Macht wuchs – nach Celestadt, in die aufstrebende Allianz aus Prometh Mining und Cerberon Tactical. Dort integrierte er Mercer Genetics in das Netzwerk der neuen Eliten. Die Forschung wurde weiter industrialisiert, entmenslicht, profitgetrieben.

Jax kam als stiller Beobachter in diese Welt. Ein Junge mit scharfen Augen, der mehr hörte, als die Erwachsenen ahnten. Er lernte früh, dass Macht vor allem bedeutet, zu schweigen und zuzusehen – bis man stark genug ist, selbst Teil des Spiels zu werden. Als sein Vater starb, war Jax noch jung. Er erbte mehr als nur Anteile. Er erbte eine Waffe.

Mercer Genetics war nun in seinen Händen. Ein Vermächtnis, das ihn erdrückte, lange bevor er es wirklich verstand.

Jax' Vater und Großvater waren diejenigen, die dieses Unternehmen aufbauten und erfolgreich machten. Zwei Männer, die als Götter ihrer Ära galten – gefürchtet, bewundert, verehrt. Jax hatte nie zu ihnen aufgesehen. Vielleicht, weil er tief im Inneren wusste, dass er niemals so sein wollte wie sie. Oder weil er ahnte, dass er es ohnehin nicht könnte.

Jax wiederum gelang es nicht, auf diese Erfolge aufzubauen. Die Experimente stockten und die Maßnahmen lieferten nicht das gewünschte Ergebnis. Er spürte das Flüstern der Investoren hinter vorgehaltener Hand. Den enttäuschten Blick im Spiegel. Und jedes Mal, wenn ein Projekt scheiterte, war es nicht nur ein Rückschlag für Mercer – es war ein persönliches Urteil über seine Unfähigkeit.

Er war der Erbe, der versagte. Der Junge mit dem goldenen Schlüssel, der die Tür nicht aufbekam.

Sein Wagen verließ nun die Altstadt und glitt auf die breite Hauptstraße, die ins Geschäftsviertel führte. Hier wandelte sich das Stadtbild abrupt. Die alten Gebäude wichen hoch aufragenden, gläsernen Wolkenkratzern, die sich wie stählerne Speere in den Himmel bohrten. Holografische Projektionen leuchteten an ihren Fassaden, präsentierten Werbung für Luxusgüter, neueste Biotech-Verbesserungen und die Macht der herrschenden Konzerne.

Er fuhr an einer gigantischen Projektion vorbei. Das Logo von Prometh Mining schwebte über einer animierten Darstellung einer gigantischen Mine.

Sein Wagen glitt weiter durch das Geschäftsviertel, vorbei an anderen Konzernbauten, die mit kühler Eleganz in den Himmel ragten. Die Zentrale von Cerberon Tactical war nicht zu übersehen – ein finsterer, massiver Turm mit einer dunklen Glasfassade, die kaum Reflexionen zuließ. In riesigen Lettern prangte der Name des Söldnerunternehmens an der Front, begleitet von dem stilisierten Symbol eines dreiköpfigen Löwen. Drohnen kreisten in regelmäßigen Bahnen um das Gebäude, während schwer bewaffnete Wachen am Eingangsbereich patrouillierten.

Jax ließ seinen Blick an dem Turm entlang nach oben wandern. Dann wandte er sich wieder der vorbeiziehenden Skyline zu.

Das Fahrzeug nahm eine sanfte Kurve, fuhr über eine breite Brücke, die den Fluss überspannte, und tauchte schließlich tiefer ins Zentrum des Geschäftsviertels ein. Und dann erschien es vor ihm – der Prometh Tower, Hauptsitz von Prometh Mining. Ein gigantischer Wolkenkratzer, dessen Außenhülle aus einer Kombination von poliertem Metall und dunklem Glas bestand. Holografische Projektionen liefen an der Fassade entlang, wechselten zwischen Unternehmensbotschaften, Datenvisualisierungen und triumphalen Bildern von neuen Ferronex-Funden. Das Gebäude wirkte nicht wie ein typisches Bürohochhaus – es war ein Monument, ein Denkmal der Macht und der industriellen Dominanz.

Jax ließ seinen Blick über die gewaltige Struktur schweifen, während sein Wagen lautlos auf die Zufahrt zur Tiefgarage glitt. Am Haupteingang standen mehrere gepanzerte Limousinen, deren Karosserien in der schwachen Morgensonne schimmerten. Wachen mit schweren Plasmagewehren überwachten das Areal, Scanner säumten den Eingangsbereich, während hochrangige Manager und Investoren in maßgeschneiderten Anzügen durch die großen Glastüren traten.

Sein Wagen kam sanft zum Stillstand. Die Türen entriegelten sich automatisch mit einem leisen Zischen. Jax atmete tief durch, strich sich über sein makelloses Jackett und trat hinaus in die kühle Morgenluft. Mit einem selbstsicheren Schritt steuerte er auf den Eingang zu.

Im Inneren des Gebäudes erwartete Jax eine Welt aus poliertem Stahl, dunklem Glas und hochentwickelter Technologie. Sicherheitsdrohnen schwebten geräuschlos durch die Hallen, ihre Linsen registrierten jede Bewegung. Holografische Displays präsentierten aktuelle Rohstoffgewinne und Marktanalysen, während Angestellte in makellosen Anzügen durch die breiten, mit schwarzen Marmorplatten ausgekleideten Korridore eilten.

Schnell machte er sich auf in einen der obersten Stockwerke, die Konferenz hatte bereits begonnen. Jax nahm seinen Platz in der vordersten Reihe, direkt neben Jonathan Caldwell. Jonathan – von Jax einfach nur Jon genannt – war seine rechte Hand und sein wichtigster Berater. Er hatte diese Rolle bereits unter Jax' Vater inne.

Jax und Jon ergänzten sich perfekt – der eine war der visionäre Kopf, der andere der knallharte Strippenzieher. Während Jax die großen Ideen hatte, war Jon derjenige, der den Draht zu den

Bossen von Prometh Mining hielt und wusste, wie man die richtigen Leute überzeugte. Er war skrupellos, durchsetzungsstark und verstand es, Deals unter Dach und Fach zu bringen.

Jax bewunderte Jon – auch wenn er es niemals zugeben würde. Manchmal fragte er sich, ob Jon ihn nur wegen seines Nachnamens nicht vom Thron gestoßen hatte. Oder ob Jon längst wusste, wie tief die Zweifel in ihm nagten.

In Momenten wie diesem – zwischen glänzenden Hologrammen, Zahlenkolonnen und Geschäftsgesprächen auf Leben und Tod – fragte sich Jax oft, wer von ihnen beiden wirklich das Unternehmen führte. Jon sprach selten viel, aber wenn er es tat, hörten selbst die härtesten Männer von Prometh Mining zu. Jax sprach oft – mit Charme, mit Stil – aber ob man ihm wirklich glaubte, wusste er nie.

Er zog seine Schultern ein wenig zurück, richtete die Krawatte und legte sich ein müheloses Lächeln auf. Die Rolle spielte sich fast von allein. Fast.

Jon war ein Mann Anfang vierzig mit dunkelblonden, leicht zurückgekämmten Haaren, die an den Schläfen bereits ergrauten. Sein markantes Gesicht war von ersten Falten gezeichnet, doch sein kalter, berechnender Blick ließ keinen Zweifel daran, dass er immer noch ein gefährlicher Spieler im Geschäft war. Sein maßgeschneiderter Anzug saß perfekt, doch es war die Art, wie er sich bewegte – ruhig, kontrolliert, mit der Ausstrahlung eines Mannes, der es gewohnt war, zu gewinnen –, die ihn wirklich einschüchternd machte.

Ein gedämpftes Summen lag in der Luft, als die Lichter im riesigen Konferenzsaal von Prometh Mining gedimmt wurden. Vor der versammelten Elite des Konzerns – Vorstandsmitglieder, Aktionäre und hochrangige Ingenieure – trat Samir Haddad auf die Bühne. Als Chefsingenieur für Automatisierung und Optimierung der Minenbetriebe hatte er die Aufgabe, die neuesten Fortschritte in der Produktion vorzustellen.

Mit einer ruhigen Handbewegung aktivierte er das Hologramm, das sich mit einem leisen Surren über dem Podium ausbreitete. Vor den Zuschauern entstand eine gigantische dreidimensionale Landkarte Europas, die sich über den gesamten Saal erstreckte. Städte waren kaum noch zu erkennen – stattdessen dominierten riesige Minenfelder, die sich über das Land verteilten.

„Meine Damen und Herren“, begann Samir mit fester Stimme, während er eine ausladende Geste machte und die Karte in Bewegung setzte. „Sie sehen hier die Grundlage unserer Zivilisation.“

Mit einem Fingerzoom vergrößerte er einen Sektor im ehemaligen Osteuropa. Die rot leuchtenden Markierungen wiesen auf aktive Fördergebiete hin. Mine 105, Mine 106, Mine 107 – nüchterne Namen für die lebensfeindlichen Höllenschächte, in denen Abertausende arbeiteten und starben.

„Die Fördergebiete erstrecken sich über mehrere hundert Kilometer. Unsere neuesten Berechnungen zeigen, dass wir die Effizienz durch autonome Förderflotten in diesen Minen um weitere 14 % steigern können. Noch weiter, falls Mercer Genetics in absehbarer Zeit positivere Resultate bei der Genmanipulation den Minenarbeitern erzielen wird.“ Er warf Jax einen vielsagenden Blick zu.

Mit einer weiteren Bewegung ließ er eine Detailansicht einer Mine erscheinen – eine gewaltige, abgestufte Grube, die sich wie eine Wunde durch die Erde zog. Förderbänder, automatisierte Schaufelmaschinen und endlose Transportzüge bewegten sich scheinbar in Echtzeit durch das Hologramm. Dazwischen, scharenweise kleine Arbeiter, die wie Ameisen durch die Minen liefen.

„Die größten Engpässe sind die manuelle Extraktion und die Lebenserwartung der Arbeitskräfte“, fuhr Samir fort. „Mercer Genetics arbeitet bereits daran, die genetische Toleranz gegenüber giftigen Elementen zu erhöhen und die Produktivität der Arbeitskräfte zu steigern. Gleichzeitig ersetzen wir traditionelle Minenfahrzeuge durch KI-gesteuerte Schürfmodule.“

Er zoomte in eine dunkle Tiefe unter der Erde – eine unterirdische Tunnelanlage, in der Lichtpunkte die Bewegungen der Arbeiter und Maschinen simulierten.

„Hier sehen Sie die Deep Core 17 in Mine 105. Diese Mine liegt 1.400 Meter unter der Oberfläche und wurde kürzlich auf eine vollautomatisierte Förderung umgestellt. Die Menschen werden in den kommenden Jahren in diesen Bereichen überflüssig.“

Samir Haddad ließ das Hologramm zunächst herauszoomen und wechselte anschließend nach Mitteleuropa. Die Darstellung veränderte sich, und die Mine 245 rückte in den Mittelpunkt – ein kolossales Loch in der Erde, das sich über Dutzende Kilometer erstreckte und ein riesiger Bohrturm. Im Licht des Hologramms schimmerte der gigantische Krater in metallischen Braun- und Grautönen, durchzogen von Förderbändern, Fahrwegen und gewaltigen Maschinen, die unermüdlich in den Tiefen arbeiteten.

„Hier sehen Sie unsere größte Mine, Mine 245, das Herzstück der Ferronex-Förderung in Mitteleuropa.“ Samir sprach mit der Sachlichkeit eines Mannes, der nur in Zahlen und

Prognosen dachte. „Seit ihrer Erschließung hat sie über 40 % unserer gesamten Ferronex-Gewinnung geliefert. Doch wie alle Ressourcen ist auch diese endlich.“

Er strich mit den Fingern durch die Projektion, ließ die Statistiken und Datenpunkte sichtbar werden. Fördermengen, verbleibende Reserven, Abnutzungsraten der Maschinen – und die sinkende Ergiebigkeit der Schichten.

„Die aktuellen geologischen Analysen zeigen, dass das Ferronex-Vorkommen in den unteren Abbauebenen innerhalb der nächsten Jahre vollständig erschöpft sein wird. Nach unseren optimistischsten Schätzungen kann Mine 245 noch maximal acht Jahre gewinnbringend betrieben werden, bevor die Kosten die Erträge übersteigen.“

Ein leises Murmeln ging durch die Reihen. Mine 245 war das Flaggschiff von Prometh Mining. Ihr bevorstehendes Ende würde Umstrukturierungen erfordern – und eine Neuverteilung der Arbeitskräfte.

„Das bedeutet zweierlei.“ Samir aktivierte eine neue Darstellung. Ein Diagramm erschien, das die Arbeitskraftverteilung darstellte – Hundertausende Minenarbeiter, Mechaniker, Logistiker und Wachtruppen, die dort stationiert waren.

„Ein Großteil der Belegschaft wird entweder freigesetzt oder auf andere Minen verteilt. Priorität haben die produktivsten und anpassungsfähigsten Arbeiter. Die übrigen...“ Er machte eine vage Geste, die unausgesprochen ließ, was mit ihnen geschehen würde.

Die Anwesenden verstanden es trotzdem. Die, die nicht mehr gebraucht wurden, würden verschwinden – in die Armut, Verbannung und letztendlich den Tod. Denn nur wenige überlebten für längere Zeit in der Wildnis.

„Wir arbeiten bereits an einem Reintegrationsplan für die wertvollsten Fachkräfte. Unsere Partner in den südlichen Fördergebieten – insbesondere in den Minen auf der iberischen Halbinsel und in Anatolien – haben Bedarf an zusätzlichen Arbeitern.“

Er ließ die Karte wieder herauszoomen, bis ganz Europa sichtbar wurde. Die toten Zonen, aus denen bereits alles herausgeholt worden war, leuchteten in einem dunklen Grau. Die aktiven Minen strahlten in aggressivem Rot. Mine 245 verblasste langsam – sie war Vergangenheit.

„Die Zukunft liegt in den unerschlossenen Gebieten. Und dort, meine Damen und Herren, werden wir die nächste Ära der Ferronex-Industrie einläuten.“



Er beendete die Präsentation mit einer Bewegung seiner Hand. Das Hologramm erlosch, der Raum lag im Dämmerlicht. Einen Moment lang herrschte Stille. Dann, kontrollierter, zustimmender Applaus.

Nadim Barakat – Chef der Finanzabteilung von Prometh Mining – trat als nächstes auf die Bühne, und schnell wurde klar, dass die Zahlen nicht den Erwartungen entsprachen. "Die Ferronex-Produktion ist in den letzten zwei Quartalen um sieben Prozent gesunken. Die Effizienzmaßnahmen in Westeuropa haben nicht den gewünschten Ertrag gebracht. Die Verluste belaufen sich auf..."

Karim Al Rashid unterbrach ihn mit einem Schnauben. "Verluste interessieren mich nicht, Barakat. Ich will wissen, wer dafür verantwortlich ist."

Jax beobachtete die Szene mit einem leichten Grinsen. Er kannte Al Rashids Art – der Mann hatte wenig Geduld für Misserfolg. Und noch weniger für Ausreden.

„Die Sicherheitslage in den Außenanlagen trägt ebenfalls zu den Problemen bei“, warf Al Rashid ein. "Die Unruhen unter den Arbeitern nehmen zu. Cerberon Tactical musste bereits zwei Aufstände niederschlagen.“

Jax lehnte sich zurück. „Dann braucht ihr bessere Kontrolle.“

Al Rashid richtete seine scharfen Augen auf ihn. „Vielleicht sollte Mercer Genetics aufhören, uns wertlose Arbeiter zu generieren. Dann hätten wir dieses Problem nicht.“

Jax' Grinsen verblasste ein wenig. Dieses Meeting versprach, noch unangenehm zu werden.

Karim Al Rashid, einer der mächtigsten Männer der Welt und Vorstandschef von Prometh Mining, strahlte stets Autorität aus. Mit seiner Halbglatze, dem gepflegten Schnauzbart und seinen scharfen, dunklen Augen wirkte er stets kühl und berechnend. Sein Aussehen unterstrich seine imposante Präsenz, doch was ist vor allem seine Strenge, die alle Menschen in seiner Umgebung erzittern ließ. Al Rashid duldete keine Verzögerungen, keine Ausreden – nur Ergebnisse. Ungeduldig und kompromisslos trieb er sein Unternehmen voran, denn für ihn zählte nur eines: absolute Kontrolle über die wertvollste Ressource der Menschheit.

Die Finanzaufgaben waren schlecht. Al Rashid war unzufrieden, und seine Frustration wurde noch größer, als der nächste Punkt auf der Agenda zur Sprache kam: die genetischen Experimente von Mercer Genetics.

Jax betrat die Bühne und stellte seine Präsentation vor. Er lächelte selbstgefällig und trat vor das Hologramm. „Meine Damen und Herren, willkommen in der Zukunft der Arbeitskraftoptimierung.“

Mit einer Handbewegung ließ er eine Reihe von genetischen Modifikationen erscheinen. Die interaktive Darstellung zeigte ein Modell des menschlichen Organismus – daneben zwei weitere Körper: einen normalen Arbeiter und einen genetisch optimierten Minenarbeiter.

„Wie Sie wissen, besteht eine der größten Kostenfaktoren in den Minen nicht nur aus Maschinenwartung und Energieversorgung, sondern aus den Arbeitern selbst.“ Jax machte eine kurze Pause, ließ seinen Blick über die Anwesenden schweifen und fuhr dann fort. „Fehlzeiten durch Krankheit, Ermüdung, Unfälle – all das reduziert die Effizienz. Doch wir haben eine Lösung.“

Mit einer Fingerbewegung zoomte er auf die optimierte Version des Arbeiters. Die Darstellung hob verschiedene biologische Veränderungen hervor: dickere Haut zur Reduzierung von Verletzungen, verstärkte Lungenkapazität für Arbeiten in sauerstoffarmen Tunneln, eine reduzierte Schmerzempfindlichkeit und – das Prunkstück – einen optimierten Metabolismus, der den Kalorienbedarf senkte, sodass die Arbeiter mit weniger Nahrung auskamen.

„Dank präziser genetischer Anpassungen haben wir eine widerstandsfähigere, leistungsstärkere Belegschaft geschaffen. Diese Menschen arbeiten länger, brauchen weniger Pausen und sind unempfindlicher gegenüber den harschen Bedingungen der Minen.“

Ein neuer Abschnitt der Präsentation öffnete sich: Diagramme über Produktivitätssteigerungen, eine statistische Prognose, die zeigte, wie genetische Modifikationen in den nächsten fünf Jahren die Leistung um bis zu 40 % steigern könnten.

Jax wandte sich an die Anwesenden und lächelte überlegen. „Mit Ihrer Unterstützung können wir dieses Programm ausweiten. Unsere ersten Testläufe in Mine 245 haben bereits gezeigt, dass genetisch optimierte Arbeiter weniger ausfallen und eine signifikant höhere Arbeitsmoral aufweisen – weil sie schlichtweg keine Wahl haben.“

Ein Raunen ging durch die Reihen. Einige waren beeindruckt, andere wirkten nachdenklich.

Ein Vorstand von Prometh Mining räusperte sich. „Und was passiert mit denjenigen, die die Modifikationen nicht vertragen?“

Jax zuckte beiläufig mit den Schultern. „Die Selektion der Stärksten ist ein natürlicher Prozess.“

Stille. Dann nickten einige zustimmend.

„Das ist die Zukunft, meine Herren. Wir optimieren nicht nur Maschinen – wir optimieren Menschen.“

Karim Al Rashid, lehnte sich in seinem Sitz zurück und musterte Jax mit kühler Skepsis. Sein maßgeschneiderter Anzug saß makellos, sein Ausdruck jedoch verriet Unzufriedenheit.

„Herr Mercer,“ begann er mit ruhiger, aber schneidender Stimme, „seit Jahren hören wir nun von Ihnen und schon von ihrem Vater von den ambitionierten Plänen zur Optimierung unserer Arbeiter. Doch bisher sehe ich wenig Fortschritt. Die verbesserten Subjekte sind kaum mehr als ein Dutzend, und selbst unter diesen gibt es Ausfälle. Sie versprachen uns Effizienzsteigerung – aber wo sind die Resultate?“

Einige der Anwesenden nickten zustimmend, andere hielten sich bedeckt, beobachteten nur, wie sich die Spannung im Raum aufbaute.

Jax verzog keine Miene, doch innerlich brodelte es. Er hasste es, sich rechtfertigen zu müssen, vor allem vor Bürokraten, die keine Ahnung hatten, was echte wissenschaftliche Innovation bedeutete.

„Herr Al Rashid,“ setzte er an und ließ seinen Blick über die Anwesenden schweifen, „revolutionäre Fortschritte brauchen Zeit. Genetische Optimierung ist kein einfacher Prozess, kein billiges Upgrade wie bei Ihren Maschinen. Ja, wir haben Ausfälle, aber die Erfolge sind real. Die neuesten Modifikationen zeigen bereits signifikante Verbesserungen.“

Mit einer Geste ließ er das Hologramm wechseln. Jetzt erschienen detaillierte Grafiken über Muskelregeneration, Sauerstoffverwertung und metabolische Effizienz.

„Sehen Sie sich diese Zahlen an. Die Überlebensrate steigt, die Anpassung an harsche Bedingungen nimmt zu. In einigen Jahren können wir eine komplette Belegschaft genetisch optimierter Arbeiter bereitstellen – langlebiger, belastbarer, gehorsamer.“

Karim verzog kaum merklich die Lippen, ein Ausdruck kühlen Missfallens. „Das hören wir jetzt schon seit fast fünfzehn Jahren, Mercer. Prometh Mining investiert viel in Ihr Unternehmen – wir brauchen greifbare Ergebnisse, nicht nur Prognosen. Wenn Sie uns nicht liefern, werden wir Alternativen prüfen müssen.“

Die Drohung war subtil, aber eindeutig. Jax' Kiefermuskeln spannten sich an.

„Ich verstehe Ihre Bedenken,“ erwiderte er, seine Stimme nun glatter, kontrollierter. „Aber bedenken Sie auch dies: Wenn wir diesen Weg weiterverfolgen, werden wir nicht nur Minenarbeiter haben, die perfekt an ihre Umgebung angepasst sind – wir werden eine völlig neue Generation von Arbeitskräften erschaffen. Eine, die nie müde wird. Eine, die keine Angst hat.“

Er zwang sich zu einem leichten Lächeln. Charmant. Kontrolliert. Souverän. So hatte sein Vater es ihm beigebracht. Doch in seinem Inneren zogen sich die Gedanken zusammen wie ein Stahlseil unter Spannung.

*Sie glauben dir nicht. Sie glauben dir nie.*

Die Worte von Karim Al Rashid hallten nach – wie ein Nadelstich in die auf Hochglanz polierte Rüstung, die Jax jeden Tag mit sich trug.

*...werden wir Alternativen prüfen müssen.*

Nadim Barakat, beugte sich nach vorne. Seine dunklen Augen blitzten scharf, seine Stirn war in Falten gelegt. „Wir haben bereits Milliarden in dieses Projekt gesteckt, und was haben wir bisher bekommen? Eine Handvoll mutierter Arbeiter, die kaum effektiver sind als der Rest. Mercer, wir brauchen Ergebnisse. Jetzt.“

Er zitierte mehrere Berichte. Die Zahlen waren unmissverständlich: steigende Kosten, sinkende Produktivität in den alten Minen, zunehmender Verschleiß der Arbeiter.

„Wir haben nicht die Zeit, uns mit theoretischen Fortschritten abzugeben,“ fuhr Haddad fort.

„Die Ferronex-Vorkommen in Mine 245 gehen zur Neige. Wir müssen weiterziehen, neue Standorte erschließen. Wir brauchen Arbeitskräfte, die den Anforderungen gewachsen sind. Und wir brauchen sie bald.“

Jax ballte die Fäuste unter dem Pult, zwang sich aber zu einem entspannten Lächeln. „Ich verstehe Ihre Ungeduld, Herr Haddad. Aber glauben Sie mir, bahnbrechende Entwicklungen lassen sich nicht erzwingen. Gentechnik ist kein Maschinenbau. Ich kann Ihnen versichern, dass meine neuesten Experimente vielversprechend sind. Wir stehen kurz vor einem Durchbruch.“

„Kurz vor einem Durchbruch,“ wiederholte Barakat trocken. „Ich frage mich, wie lange sich der Vorstand das noch ansehen wird.“

Ein Raunen ging durch die Versammlung. Karim Al Rashid nickte bedächtig. „Nadim hat recht. Wir können uns keine weiteren Verzögerungen leisten. Ich hoffe, Sie verstehen das, Mercer.“

Er spürte es mit einer bitteren Klarheit: Wenn er nicht bald Ergebnisse vorzeigen konnte – keine Projektionen, keine Versprechen, sondern echte Resultate – dann würden sie ihn fallen lassen wie ein schlechtes Investment. Und in dieser Welt bedeutete „fallen lassen“ nicht ein Leben im Ruhestand. Es bedeutete Schweigen. Für immer.

Prometh Mining war kein Unternehmen, es war ein Raubtier. Und Jax war nur noch so lange von Wert, wie er Zähne zeigte.

Jax spürte den Schweiß, der ihm den Rücken hinunterlief, kalt trotz der klimatisierten Umgebung. Er rückte die Krawatte zurecht, zwang sich zur Ruhe, zur Haltung.

Er ließ seinen Blick unauffällig durch den Raum schweifen, bis er an Jon hängen blieb. Der Mann saß mit verschränkten Armen auf seinem Platz, das Gesicht angespannt, die Lippen zu einem schmalen Strich gepresst. Seine Stirn war leicht gerunzelt, seine Augen verengten sich, während er Jax musterte.

Nach der Konferenz verließ Jax den Saal mit schnellen Schritten. Er spürte den Druck in seinen Schläfen pochen, während er versuchte, die verärgerten Gesichter der Investoren aus seinem Kopf zu verdrängen.

Schließlich stieg er in seinen Wagen.

Er sah aus dem Fenster und spürte, wie sich die Anspannung in seinem Nacken verstärkte. Er hatte alles unter Kontrolle – oder??